

Christen und Juden - heute

Autor(en): **Thieme, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758697>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

CHRISTEN UND JUDEN — HEUTE

Von Karl Thieme

Als um 1760 Moses Mendelssohn wiederholt eine Bittschrift einreichte, damit ihm Friedrich II. von Preußen das Niederlassungsprivileg für Berlin gewähren möge, wurde dieselbe vom Marquis d'Argens mit den Sätzen befürwortet: «Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilège à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci, pour que la raison ne soit pas du côté de la demande.»

Rund zwei Jahrhunderte hindurch waren es im Sinn ihrer eigenen religiösen Gemeinschaften «schlechte» Katholiken, Protestanten und Juden, die sich außerhalb der verschiedenen Ghettos, als welche sich jene Gemeinschaften von der modernen Welt absonderten, durch die «Vernunft» zu einer Kameraderie der «Philosophen» verbunden fühlten. Was dabei herauskam, haben Adorno und Horkheimer in ihrer «Dialektik der Aufklärung» beschrieben: «Je mehr die Denkmaschinerie *das Seiende* sich unterwirft, um so blinder bescheidet sie sich bei dessen Reproduktion. Damit schlägt Aufklärung in die Mythologie zurück, der sie nie zu entrinnen wußte. Denn Mythologie hatte in ihren Gestalten die Essenz des Bestehenden: Kreislauf, Schicksal, Herrschaft der Welt als die Wahrheit zurückgespiegelt und der *Hoffnung* entsagt.» (S. 40, Sperrungen von uns.) Am Ende stand, am Ende steht der Totalitarismus, der Satan Links-Faschismus nun schon seit vorgestern und der Beelzebub Rechts-Bolschewismus von gestern, wohl auch wieder von morgen, Hoffnung lügende, hoffnungslose Reproduktion des «Seienden», der auf die letzte Spitze getriebenen Herrschaftsverhältnisse einer gefallenen Schöpfung, am laufenden Band.

Die letzten Hoffenden aber begannen sich in den Kerkern und Lagern als Verfolgte zusammenzufinden, als mögliche oder sogar tatsächliche Störer der totalitären Kako-Symphonie, Leute, bei denen «das Gewissen, diese jüdische Erfindung» (Hitler), zu vermuten oder gar in Aktion anzutreffen ist; das Gewissen, welches kündigt, was sein *soll*, also — sagt die Hoffnung — zuletzt sein *wird*. Seitdem stellt sich die Frage nach der Zusammengehörigkeit der guten Juden, der guten evangelischen und der guten katholischen Christen; am Horizont sogar der Ausblick auf eine Einigung dieser

drei, womit verglichen ja wahrlich die bloße innerchristliche ökumenische oder auch «Una-Sancta»-Wiedervereinigung eine Pietistenutopie darstellt; genauer: einen unrealisierbaren Wunschtraum, solange seine Erfüllung isoliert vorgestellt und angestrebt wird — eine Zugabe aber, wenn jene unvergleichlich größere, die eigentliche Einung (hebräisch «Ichud») wirklich einmal zustande kommt.

Um hier das Nötigste klar zu sehen, muß man vorweg möglichst genau bestimmen, was «gute» Katholiken, Protestanten und Juden eigentlich sind und was nicht. Der Maßstab, an dem ihr je spezifisches Gutsein gemessen werden muß, ist nämlich in jedem der drei Fälle ein anderer.

Wer ganz aus dem Inkarnationsglauben heraus lebt, wie die römische Kirche ihn definiert hat, der ist ein guter Katholik. Wer vorbehaltlos auf die Botschaft von jener göttlichen Gnade vertraut, ohne die alles eigne Tun des Menschen gerichtet wäre, der ist ein guter Protestant.

Und wer nichts Wichtigeres kennt als das tatsächliche Geschehen jenes Gotteswillens, der seit der Sinai-Weisung offenbar ward, der ist ein guter Jude. (Ein «orthodoxer», wenn ihm zunächst einmal an der Treue im einzelnen, ein «liberaler», wenn ihm vor allem andern an der Sinngemäßheit der Gebotserfüllung im ganzen liegt.)

Diese je verschiedene Definition des «guten» Angehörigen einer der drei Gruppen ist für ihr gegenseitiges Verständnis entscheidend. Dasselbe wird sofort unmöglich, wenn man ausschließlich den von einer der drei Gruppen hergenommenen Maßstab anlegt. Meint man zum Beispiel, wie zum guten Katholiken der Glaube an das römische Dogma, so gehöre zum guten Protestanten der an die Augsburgerische oder die Helvetische Konfession, zum guten Juden gar der an die Lehrpunkte des Maimonides, dann hat man das Eigentliche von Protestantismus und Judentum mißverstanden. Und meint man «jüdisch», als gute Christen nur vollendete Edelmenschen im Stil Nathans des Weisen gelten lassen zu können, so ist die katholische und vollends die protestantische Botschaft vom geretteten Sünder von vornherein unberücksichtigt geblieben. Wird zum Beispiel erklärt: «Für jüdisch-christliche Zusammenarbeit kommen nur Leute in Betracht, die sich menschlich bewährt haben», dann werden gerade diejenigen begriffsklaren Christen, für die das noch am ehesten gelten mag, abgeschreckt, weil sie sich mannigfachen Versagens und des Gnadencharakters teilweiser Bewährung viel zu stark bewußt sind.

Andererseits ist es jüdischen Menschen meist peinlich, wenn sie

auf ihr Glaubensgut hin von Christen angesprochen werden, weil dieses im Vergleich mit dem geforderten praktischen Wirken für sie völlig zurückzutreten pflegt und für sie allgemeinverbindlich nur der eine Satz ist: Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist einzig... (Deuteronomium 6, 4; wozu seit etwa dem 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ergänzt gedacht werden muß: ... und er kann nicht als dreipersönliche Einheit begriffen werden.)

Was zwischen Christen und Juden sich heute anbahnt, ist also nicht auf ein Glaubensgespräch über strittige Lehrpunkte reduzierbar, obwohl natürlich auch solche immer wieder hineinspielen werden. Versucht man, die gegenseitigen Anliegen aneinander zu formulieren, so mag man etwa mit *Erwin Reisner* auf der kürzlichen Ansbacher interkonfessionellen Studientagung über das Bild des Menschen in christlicher und jüdischer Sicht davon ausgehen, daß der Jude das Geschöpfsein des Menschen im Sinne der Gottebenbildlichkeit (Gen. 1, 26), der Christ das Gefallensein im Sinne der Erbsündigkeit (Gen. 8, 21) einseitig betone. Noch etwas weiter führt vielleicht die folgende Gegenüberstellung der Bedenken, die jeweils zwei Gruppen der dritten gegenüber auf dem Herzen haben, samt deren jeweiliger Antwort darauf:

1. Der Protestant und vor allem der Jude neigen dazu, dem katholischen Christen Menschenvergötzung vorzuhalten; er antwortet, sie beide unterschätzten den Grad, in dem sich Gott (in Christus, aber auch in der Bevollmächtigung seines Stellvertreters und der Heiligung seines Corpus mysticum) zu den Menschen herabgelassen habe, also Gottes Kondeszendenz, wie sie ja — in Gestalt von Sinai-Offenbarung, Propheteninspiration und dergleichen — durchaus schon vom Judentum geglaubt wird, welches wahrlich keine «Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft» ist.

2. Der Jude und fast mehr noch der Katholik neigen dem evangelischen Christen gegenüber zu dem Eindruck, daß er stark vom Antinomismus versucht sei, das heißt von der Tendenz, alle das menschliche Tun individuell und kollektiv regelnden Gesetze zu bagatellisieren oder gar zu diabolisieren, als von vornherein unerfüllbar abzutun, die Gesetzesübertretung beziehungsweise Sünde sozusagen als Selbstverständlichkeit hinzunehmen (Luthers: «peccata fortiter» zu befolgen). Auf dieses Bedenken, das übrigens auch den Ostchristen gegenüber nicht selten laut wird, antwortet der Protestant mit dem Gegenwurf, Jude und Katholik seien der «Gesetzlichkeit» verfallen, sie überschätzten das Menschenwerk, vernachlässigten jene göttliche Gnade, die ja wahrlich nicht erst im Neuen Testament verkündet ist, ohne deren Anerkennung

vielmehr auch die jüdische Urform der Offenbarungsreligion undenkbar ist.

3. Der katholische und vor allem der evangelische Christ halten nun allerdings dem Juden entgegen, daß er die Gnadenbedürftigkeit des Menschen unter- beziehungsweise seine Freiheit überschätze. (Darauf lag ja charakteristischerweise in der oben zitierten Äußerung des Protestanten Reisner das Schwergewicht.) Der Jude seinerseits antwortet, beide christlichen Gruppen unterschätzten vielmehr die gottgeschaffene menschliche Freiheit und entzögen sich eben dadurch weitgehend der Verpflichtung zum gottgebotenen Tun.

Jedes dieser sechs Anliegen beziehungsweise Gegenanliegen kann und muß als solches von denen ernst genommen werden, an die es sich richtet. Das römische Lehramt selbst kennt und verurteilt eine falsche Vergötzung von Menschlich-Allzumenschlichem, etwa in Gestalt der Muttergottesvisionen von Heroldsbach, deren Offenbarungscharakter es den rebellierenden «Gläubigen» schärfstens abstreitet. Es gibt eine innerprotestantische Kritik am Antinomismus (man lese nur: H. Diem, «Karl Barths Kritik am deutschen Luthertum», Zürich 1947) und eine innerjüdische an der «Gesetzlichkeit» (etwa bei Buber).

Und wie dürfte als Christ angenommen werden wollen, wer die jüdische Forderung in den Wind schlüge, seinen Glauben — ganz abgesehen von allem Straucheln infolge der als konstitutionelle Schwäche auftretenden «Erbsündigkeit» — durch die Tat zu erweisen, da diese ja die Forderung Jesu Christi selbst in der Bergpredigt ist wie auch aller seiner Apostel, nicht nur des Jakobus, des Petrus und Johannes, sondern durchaus auch des Paulus, sobald man seine Botschaft ganz hört und nicht willkürlich verkürzt!

Gerade von hier aus gesehen, bleibt bis zur vollen Durchläuterung des Christlichen relativ berechtigt und verpflichtend jene urjüdische «bestimmte Negation» (zum Unterschied von der unbestimmten universalen, etwa des Buddhismus), wie sie Adorno und Horkheimer kennzeichnen: «Hoffnung knüpft sie einzig ans Verbot, das Falsche als Gott anzurufen, das Endliche als das Unendliche, die Lüge als Wahrheit» (a. a. O., S. 36), und wie sie Adorno in den «Minima Moralia» mit jener Ueberspitzung vollzieht, von der sein eigener, methodisch unerhört fruchtbarer Satz gilt: «An der Psychoanalyse ist nichts wahr als ihre Uebertreibungen.»¹

¹ Näher ausgeführt in meiner Besprechung in den «Frankfurter Heften» VI, 12, Dezember 1951.

Kein Wunder, daß «der Heide in uns» ob solcher «jüdischen Kritik» getroffen aufschreit, wenn sie den einen oder andern seiner Abgötter «herunterreißt». (Wie einst das «edle Roß Athen» sich gegen die «stechende Bremse» aufbäumte, mit deren Funktion Sokrates die eigene verglich.) So war es stets (man vergleiche im deuterokanonischen Daniel, Kapitel 14!), so wird es sein bis zum Jüngsten Tage; und wie jede Sendung, jede Gabe und Aufgabe, auch mißbraucht werden kann, wird es immer — nicht ganz selten wohl sogar in einer und derselben Person — journalistisch selbstgenugsame neben jener prophetisch selbstverzehrenden jüdischen Kritik geben, deren Satire Huldigung für einen abwesenden König ist, wie Karl Kraus, ihr zeitgenössischer Prototyp, sie einmal mit genauester Treffsicherheit für ihre einzigartige Dialektik genannt hat. Wie nun die Judenschaft in Gestalt der — leider speziell im deutschen Sprachraum allzuwenigen — Helfer in der Verfolgungszeit und Mitverfolgten nach Jahrhunderten erstmals, etwas erstaunt, ihre tatbewährten Freunde gerade unter den «guten Christen» fand, so hat in gründlicher Gewissenserforschung auf eigene Mitschuld an dem Geschehenen hin die Christenheit — vorerst in winzigen Vorhuten — begonnen, gewissermaßen das «gute Judentum» zu entdecken, seine prophetisch-kritische Sendung auch ihr und ihre diakonisch-ethische Aufgabe ihm gegenüber.

Theologisch ist das erweisbar aus hier nur eben andeutbaren Gedankengängen im Schrifttum Paulus' und Lukas' (des nicht zufällig judenfreundlichsten, weil — im Sinne jenes seines Lehrers Röm. 15, 27 — für den empfangenen Erbanteil mit «Israel» dankbaren einzigen Heidenchristen unter den Evangelisten!), sowie — für den Katholiken — aus einer schmalen, aber deutlichen Traditionslinie, welche unter anderm über den (nur angeblich vorbehaltlos judenfeindlichen) Barnabas-Brief, Justin, Tertullian, Augustin, Hieronymus, Gregor den Großen zu Beda läuft.² Daß «Israel» sich am Ende in der Verehrung Jesu Christi mit der Kirche geeint finden wird, ist danach sicher (Paulus im Herzstück des Römerbriefs, Kap. 9—11; Tertullian: «Unsere *gesamte* eigene Hoffnung ist mit der verbleibenden Heilserwartung Israels

² Für den Barnabas-Brief findet sich das zunächst nachgewiesen in seiner und des Justin-Dialogs mit dem Juden Tryphon von mir bearbeiteter Neuausgabe unter dem Titel «Kirche und Synagoge» (Olten 1945), welche jetzt nur noch zusammen mit einem, auf Wunsch auch separat erhältlichen «Offenen Brief» abgegeben wird, der meinerseits wesentliche Selbstkorrekturen enthält; gegen Kritik erhärtet ist der Nachweis in der «Zeitschrift für katholische Theologie» 1952.

verknüpft»); es setzt voraus entsprechendes Beten *und Handeln* der Christenheit — welch letzteres vom gereiften Paulus nicht primär als «Anpredigen», sondern als ζηλωσαι, «Eifersüchtigmachen» charakterisiert wird (Röm. 11, 11. 14) und offenkundig in Gestalt der Diakonie, jenes Liebesdienstes praktiziert werden soll, der aus den Reihen der für ihren pneumatischen Erbanteil mit Israel dankbaren Heidenchristenheit nach Jerusalem zurückströmt.³

Da auf diesem Gebiet seit jenem ersten und einzigen Ansatz in Gestalt der beiden Kollektenreisen Pauli nach Jerusalem so gut wie nichts mehr geschehen ist und die Christenheit als ganze sich den Juden seit den ersten Jahrhunderten auch nicht mehr als zu heilsamer Eifersucht anreizende Gemeinschaft durch Bruderliebe verbundener Verfolgter darstellt, hat sie kein Recht mehr, dieselben als böswillig Verstockte anzuklagen; selbst wenn man davon absieht, daß innerhalb des Judentums, etwa seit dem 2. Jahrhundert jene Freiheit in der Lehrfrage, ob und in welchem Sinne Jesus Messias und Gottessohn sei, nicht mehr besteht, wie sie seine Apostel und etwa die «Apostolischen Väter» noch voraussetzen konnten, die Lehrverfestigung in beiden Lagern sie aber dann beseitigte, so daß für den talmudischen Juden Preisgabe seines Judentums ist, was für Jesu Zeitgenossen als dessen Erfüllung erfahren werden konnte.

Auf diesen Voraussetzungen etwa beruht die völlig neue, nicht mehr «missionarische» Haltung, wie sie sich keimhaft aus den interkonfessionellen Gesprächen zu entwickeln begann, zu denen regelmäßige Studientagungen des «Deutschen evangelischen Ausschusses für Dienst an Israel» (1948, 1950, 1951, 1952) Gelegenheit gaben; eine Haltung, wie sie nun evangelischerseits ganz dezidiert vom «Niederländischen Reformierten Rat für Kirche und Israel», katholischerseits vom Herausgeberkreis des «Rundbriefs zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk — im Geiste der beiden Testamente» (Freiburg, Breisgau) und ähnlich von dem der Pariser «Cahiers Sioniens» vertreten wird, selbstverständlich in vollem Einverständnis mit den zuständigen kirchlichen Behörden, welche entsprechenden «Thesen christlicher Lehrverkündigung im Hinblick auf umlaufende Irrtümer über das Gottesvolk des Alten Bundes» ausdrücklich ihr Imprimatur erteilt haben. (Eine Tatsache, deren Bedeutung man erst in Jahrzehnten gebührend würdigen werde, sagte der nach der Ausarbeitung der Thesen durch evangelische

³ Vgl. Röm. 15, 26 ff.; 1. Kor. 16, 1 ff.; 2. Kor. 8; 9; Gal. 2, 10; Apg. 11, 29 f.; 20, 4. 22 ff.; 21, 19; 24, 17.

und katholische Theologen um sein Votum dazu gebetene Landesrabbiner von Hessen.)

Mit den hier bisher geschilderten Bemühungen um ein von der Wurzel her erneuertes christlich-jüdisches Verhältnis (wie sie auf diesem Kontinent auch innerhalb der französischen «Amitié judéo-chrétienne», der Florentiner «Amicizia Ebraico-Cristiana», der «Oesterreichisch-Israelischen Kulturgesellschaft», der «Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz» im Gange sind und mit Erich Lüths deutscher Aktion «Friede mit Israel» ausdrücklich konvergieren) sind nicht zu verwechseln — vollends nach einem im wesentlichen gescheiterten Freiburger Zusammenarbeitsversuch 1950/51 — die Tendenzen der nordamerikanischen «National Conference of Christians and Jews and World-Brotherhood». Hier wird gerade die spezifische jüdisch-christliche Problematik bewußt beiseite gelassen und das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden nur als eine unter mehreren kaum wesentlich voneinander verschiedenen «rassisch, religiös, national oder sozial bedingten Gruppenspannungen» sozialpädagogisch behandelt, womit im Grunde das Einzigartige am Judentum ebenso bagatellisiert wird, wie wenn der Missionar dem getrennten «älteren Bruder» mit derselben Gebergeste gegenübertritt wie dem offenbarungsfremden «Heiden». Geradezu gefährlich werden solche Tendenzen, wenn sie sich in den Dienst politischer Propagandaparolen, etwa der «Verteidigung des Abendlandes», stellen, eine Versuchung, der naive Geschäftshuberei und gerissenes Managertum (im Stil von Sinclair Lewis' Elmer Gantry) nicht immer erfolgreich widerstehen. Statt daß jeder den gerade von ihm vernommenen Offenbarungsauftrag ernst nimmt und ihn im eigenen Lager wie den getrennten Brüdern gegenüber sachgemäß zu erfüllen sucht, droht dabei faktisch ein unüberbietbar flacher ideologischer «Brüderlichkeits»-Totalitarismus zu entstehen, der jederzeit als Feigenblatt für einen politischen käuflich wäre, dessen obligater «Staatsfeind» dann einfach als «der Unbrüderliche» etikettiert werden müßte. (Seltsam genug, daß der Oberhenker in George Orwells «1984» gerade «Der große Bruder» heißt!)

Mag dank ihrer Finanzkraft solche Karikatur der ernsthaften christlich-jüdischen Freundschaftsarbeit sich in den Vordergrund der Publizitätsbühne spielen, die ewig Morgigen werden so wenig wie die ewig Gestrigen daran ändern können, daß das Verhältnis zwischen den «guten», genauer: zwischen den wirklichen Juden und den wirklichen Christen heute hoffnungsvoll in Bewegung gekommen ist, nachdem es seit 1800 Jahren hoffnungslos festgefahren erschien.